

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen

Band: 43 (1972)

Heft: 1

Artikel: Gedanken zum neuen Jahr : vom Recht des Menschen auf Unvollkommenheit

Autor: H.B.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-806823>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nr. 1 Januar 1972 Laufende Nr. 479
43. Jahrgang Erscheint monatlich

AUS DEM INHALT:

Gute Wünsche zum neuen Jahr

«Isolation und Kontakt» — Rigitagung 1971

Nachruf auf Werner Jucker †

Zwölf Wochen Ferien für Erzieher?

Umschlagbild: Drei Männer im Schnee — photographisches Wunschbild vom Winter 1971/72

REDAKTION: Dr. Heinz Bollinger
8224 Löhningen SH, Tel. (053) 7 10 50

DRUCK UND ADMINISTRATION: Stutz + Co.,
8820 Wädenswil ZH, Tel. (01) 75 08 37, Postcheck 80 - 3204

INSERATENANNAHME für Geschäftsinsertate:
Stutz + Co., 8820 Wädenswil (T. Rüttimann)
Tel. (01) 75 08 37

STELLENINSERTATE: Beratungs- und
Vermittlungsstelle VSA, 8008 Zürich, Wiesenstrasse 2,
Tel. (01) 34 45 75

Annahmeschluss für Inserate am 25. des Vormonats.

ABONNEMENTSPREISE: Jährlich Fr. 25.—,
halbjährlich Fr. 15.—, Ausland Fr. 30.—,
Einzelnummer Fr. 3.— plus Porto

Gedanken zum neuen Jahr

Vom Recht des Menschen auf Unvollkommenheit

Wenn ich mich nicht ganz und gar täusche, muss ein Titel wie dieser «Vom Recht des Menschen auf Unvollkommenheit» dem Leser mindestens anfänglich recht sonderbar erscheinen und ihn stutzig machen. Warum soll der Mensch ein Anrecht darauf haben, unvollkommen, unfertig, ungenügend zu sein? Worauf bezieht sich diese Unfertigkeit? Ist denn sein Ungenügen, seine Unvollkommenheit nicht schon jetzt oder noch immer gross, und zwar in einem beklagenswerten Mass? Ist denn das menschliche Ungenügen nicht allzuoffenkundig — etwa in moralischer Hinsicht? Auch etwa im Hinblick auf die Perfektionsanforderungen der Technik, die den Wert und die Tauglichkeit einer Sache nach ihrer Perfektibilität bemisst? Auch etwa im Hinblick auf Wissenschaft und Forschung, auf Biologie und Medizin, die doch den Menschen immer noch «eingeklemmt» sieht zwischen Geburt und Tod? Ist denn für die Medizin, die auf Gesundheit und Lebensverlängerung ausgeht, das Leben nicht immer noch eine beklagenswerte «Krankheit zum Tode», um mit Kierkegaard zu reden? Und ist der biblische Begriff der «Sünde» für die Religionsphilosophie nicht der Ausdruck eben dieses «Eingeklemmtseins» zwischen Geburt und Tod als den beiden extremen Markierungen dessen, was der Verfügung durch den Menschen immer noch entzogen ist und demgegenüber sich sein Ungenügen immer wieder aufs neue deutlich zeigt?

Konrad Farner — Befund eines Philosophen

Das sind Fragen, die man stellen darf, auch wenn die Antwort ausbleibt. Sie alle münden anscheinend in die eine, zentrale Frage, ob denn die ganze fatale Lage, in der sich die heutige menschliche Gesellschaft befindet, nicht auf eben dieses Ungenügen, auf diese Unvollkommenheit zurückzuführen sei. *Konrad Farner*, von dem man nicht recht weiss, ob er ein guter Marxist sei oder ein guter Christ (er selber hält sich für einen Marxisten), hat diese allgemeine Lage unserer Gesellschaft unlängst wie folgt beschrieben:

«Es ist tatsächlich so, wie Albert Schweizer festgestellt hat: 'Unterhalb gewaltiger Katarakte treiben wir in

einer Strömung mit unheimlichen Strudeln dahin'. Und wie sich die Gefahr des Ertrinkens erhöht, so werden immer mehr Rettungsboote erhofft, mit wagemutigen, wissenden und seherischen Lotsen. Neue Heilige treten mit Botschaften auf, alte Formeln werden erneuert, religiöse und säkularisierte; neue Verkündigungen und Verheissungen werden vorgebracht, neue und alte Idole werden bewundert, revolutionäre und reaktionäre. Neue Kirchen entstehen, neue Parteien und Gruppierungen; neue Sekten machen sich breit, um Anker zu sein in der Uferlosigkeit des geschichtlichen Seins. Neue Küsten kommen bloss in Sicht, um bald wieder in der Ferne zu verschwinden, um als *Fata Morgana* zu täuschen. Man findet sich gegenüber dem Nichts, man wartet auf Godot, der nicht kommt, man irrt im ungeheuerlichen Schloss Kafkas umher, man vergeudet, um mit Canetti zu reden, die Verehrung; man ist als Gerümpel im Kehricht der Städte Gerümpelsammler und Gerümpelverkäufer wie in Warhols 'Trash'. Man stösst den Stein des Sisyphus, wie es Camus pessimistisch festhält: Sinn als Sinnlosigkeit, Geschichte als Torheit und als Lehre, aus der man nichts lernt, vor der man nichts lernen kann. Natur als blosser Zufall, als Gesetzlosigkeit, als Irrtum, wie der Mensch selber Irrtum ist, der fortwährend in die Irre geht. Die Götter Lügengespenster, der christliche Gott der Liebe schrecklich missbraucht, die Freiheit des Marxismus unmenschlich entwürdigt, das 'Prinzip Hoffnung' verloren, die schweigende Mehrheit eine in den Tag hinein lebende Masse, grossenteils vermaterialisiert und träge; die Radikalen von rechts gestrige Träger brutaler Gewalt, die Radikalen von links morgige Träger schwärmerischer Utopie — so sind die Schwimmenden und Ertrinkenden gezeichnet, die sich unter den Katarakten im brodelnden Strudel befinden.»

Identitätskrise der Gesellschaft

Das ist der Befund eines Philosophen; ist seine Beschreibung falsch oder ergänzungsbedürftig? Farner entwirft das Bild einer allgemeinen Ziel- und Richtungslosigkeit: Je mehr wir mit Hilfe aller Mittel, die uns Wissenschaft und Forschung zur Verfügung stellen, immer besser erreichen können, was wir wollen, um so mehr wird die Frage vordringlich: *Was wollen wir eigentlich?* Was will denn unsere Gesellschaft? Antwort: Wir wissen als Gesellschaft nicht mehr oder noch nicht, was wir wollen! Wir haben zwar das Gefühl, in Bewegung zu sein und von einer Strömung mitgerissen zu werden, aber wir fühlen uns steuer- und führungslos. Nicht zu wissen, wohin die Strömung geht — die Strömung des geschichtlichen Geschehens — nicht zu wissen, wer führen und steuern soll und wie man steuern soll, erweckt den Eindruck der Gefahr: Man fürchtet sich davor, zu ertrinken, fürchtet, sich zu verlieren. Die Furcht vor der tatsächlich drohenden Gefahr eines Selbst-Verlusts, von welcher die Menschen unserer Tage befallen sind, macht das aus, was man die Identitätskrise unserer Gesellschaft nennt. Unsere Gesellschaft steckt wirklich in einer tiefen Identitätskrise.

Woher kommt diese Identitätskrise? Die wichtigste Ursache dürfte darin liegen, dass Wissenschaft und Technik von der Ethik getrennt worden sind. Wo diese Trennung vollzogen ist, kommt die Ethik — das Wissen, wohin und wozu — immer zu kurz. Erst wenn die

Wissenschaften uns jeweils die Methoden der Macht gelehrt haben, soll die Ethik uns zur Verantwortung der Macht bringen. Nachdem die Fakten und Daten aufgezählt sind, soll die Ethik sie für den Menschen deuten. Nachdem das Instrumentarium vorhanden ist, soll die Ethik seinen sinnvollen Gebrauch herausfinden und festlegen, um den Missbrauch zu verhindern. Dieses Modell muss in eine Sackgasse — in die Krise führen; denn je besser wir technisch gerüstet sind, zu erreichen, was wir wollen, um so vordringlicher meldet sich — bereits Gesagtes wäre hier zu wiederholen — die ethisch hilflose Frage: Was wollen wir eigentlich? Je mehr mögliche Zukünfte machbar werden, um so weniger scheinen sich die Menschen auf eine gemeinsame und gemeinsam wünschbare Zukunft einigen zu können. Der Zwang zum Fortschritt in den Sciences scheint die Humanities kulturell immer beliebiger zu machen.

Segregation und Integration

Der «Fehler» dieses Modells liegt darin, dass man von einer Abstraktion der Wissenschaften aus der Gesellschaft ausgeht und erst dann nach der ethischen und sozialpolitischen Integration wissenschaftlich-technischer Macht in die humanen Ziele der Gesellschaft fragt. Weil aber aus einer von Werten abstrahierten, wertfreien Wissenschaft keine Werte abgeleitet werden können (was schon Nietzsche gezeigt hat), geraten die Werte, nach denen wissenschaftliche Ergebnisse verwertet werden, zunehmend in die Beliebigkeit schon vorhandener sozialer, ökonomischer und politischer Interessen, vielleicht sogar des persönlichen Geschmacks. Auf dieser Diskussionsebene lassen sich ethische Postulate in Fülle aufstellen, aber sie bleiben ohne Relevanz für die Praxis und sind daher auch meist nicht mehr als blosser Dekoration.

Die *Trennung*, die Segregation von Wissenschaft und Gesellschaft, von Science und Humanities, von Technik und Ethik, war und ist nötig, um die Wissenschaft in Forschung und Anwendung aus den Grenzen vorhandener Religionen und gesellschaftlicher Moralsysteme sowie gesellschaftlicher Ideologien zu befreien. Die Erinnerung an die Konflikte von Kirche und Wissenschaft in den Fällen von Galilei und Darwin ist auch heute noch lebendig. Die Konflikte von Staatsmarxismus und Wissenschaft in der Sowjetunion und der Brief des sowjetischen Wissenschaftlers Sacharow zeigen, dass jene Befreiung auch heute noch und unter Umständen nötig sein kann. Heute ist aber umgekehrt (vor allem in der westlichen Welt) die *Integration* von Wissenschaft und Gesellschaft ebenso erforderlich, um die Wissenschaften aus ihren neuen quasi-religiösen Rollen zu befreien, in die sie durch Absonderung aus gesellschaftlichen Wertsystemen und Interessen geraten sind. Hüteten früher die Priester das Herrschaftswissen gegenüber den Laien, so haben heute die Fachleute, die Experten diese Herrschaft übernommen — der Laie bleibt der gleiche. Eine derartige Rollenverteilung ist (jetzt wie früher) verhängnisvoll — und sie ist auch im eigentlichen Sinne fortschritthemmend. Sie überfordert die Wissenschaftler mit Verantwortung, und sie entmündigt andererseits den Laien mit Faszination und Horror durch die Wissenschaft; Beispiele für diese Entmündigung sind Buchtitel, wie: «Die biologische Zeitbombe» (Tailord), «Der Zukunftsschock» (Toffler). «Die

letzten Tage der Gegenwart» (Atteslander), «Zufall und Notwendigkeit» (Monod).

Joshua Lederberg zum Beispiel

Bisher war die Rede von der Identitätskrise der Gesellschaft, von ihren Begleiterscheinungen und mutmasslichen äusseren Ursachen. Jetzt scheint es nötig, «die Sache» noch von einer anderen Seite her anzugehen: vom einzelnen Menschen her. Und dabei ist es wohl unumgänglich zu sagen, wie und warum der Verfasser überhaupt zur Formulierung des Titels dieser «Neujahrsbetrachtung gekommen ist. Es handelt sich in gewisser Weise um den Versuch einer Antithese zu dem amerikanischen Genetiker *Joshua Lederberg*, der in seiner Schrift «Orthobiosis» unter anderem folgende «Prognose» aufgestellt hat:

«Wenn genügend Zeit zur Verfügung gestellt wird, ist in der Biologie jedes Unternehmen — selbst die Erneuerung des Menschen möglich, vorausgesetzt, es verletze nicht die Grundgesetze der Natur. Lange bevor es gelungen sein wird, die interplanetarische Verbindung zu beherrschen oder einem Computer beizubringen, gute Gedichte zu schreiben, werden wir den Tod eliminiert haben, und das genetische Engineering wird auch ein Weg dazu sein.»

Was wird in diesem Zitat ausgesagt? Schaut man genauer zu, heisst es nichts anderes, als dass die Biologie bzw. die Genetik unterwegs sei zur Erneuerung, zum Umbau des Menschen und zur Eliminierung des Todes, selbstverständlich unter Berücksichtigung der Grundgesetze der Natur. Was als möglich bezeichnet wird, *muss* gemacht werden: die Wissenschaften — Biologie und Medizin — zielen darauf ab, den Tod in den Griff zu bekommen, und mithin natürlich auch Zeugung und Geburt, die Veränderung der Erbmasse. Wird der Biologie genügend Zeit eingeräumt, sagt Lederberg, wird und muss es ihr ohne Zweifel gelingen, den Menschen aus den natürlichen Begrenzungen von Geburt und Tod, aus seiner Natürlichkeit überhaupt, herauszulösen, zu befreien, zu trennen und ihn ebenso zu einem künstlich herstellbaren Objekt zu machen, wie die industrielle Technik unter Ausnützung natürlicher Rohstoffe künstliche Objekte schon herzustellen vermag. Auch der Mensch soll ein Kunstprodukt, ein Artefakt, werden wie die technisch-industriellen Produkte, deren höchster «Wert» darin besteht, dass sie in Serie hergestellt werden können und dass sie austauschbar sind. Die Vollkommenheit eines technischen Artefakts besteht in seiner serienmässigen Herstellbarkeit und in seiner Austauschbarkeit. Was am Menschen nicht austauschbar und reproduzierbar ist, seine Natürlichkeit, seine Individualität, seine Krankheitsanfälligkeit und seine Sterblichkeit, soll also umgebaut werden. Die Natürlichkeit, die Individualität, das Selbstbewusstsein des Menschen hat sich bisher darin gezeigt, dass er «Ich» sagen kann und damit sich selber meint. «Ich» sagt er im Sinne von «ich bin jemand» und identifiziert sich damit leiblich. Wie lange kann er das noch tun?

Von der Identität zum Eigentumsverhältnis

Seitdem es gelungen ist, die Krankheit theoretisch vom kranken Menschen zu isolieren und die gesamte Kau-

salkette vom Erreger bis zu allen wichtigen Bedingungen im Krankheitsprozess in den Griff zu bekommen, ist zwar eine gezielte Therapie möglich geworden. Es setzt aber seinerseits die Distanzierung des Ich von seiner Leiblichkeit als dem Körper, den es hat, voraus. Die natürliche, spontane leibliche Identität des Menschen wird ersetzt durch ein distanzierendes Eigentumsverhältnis zu seinem Körper. Nur über Artefakte kann man als Eigentümer frei verfügen. Wenn nun Organe dieses Körpers — wie Maschinenteile an dem Auto, das ich besitze — ausgewechselt werden können, dann entsteht eine eigentliche Ich-Diffusion, eine eigentliche Identitätskrise — die der Krise der Gesellschaft zugrundeliegt. Was wird jetzt mit dem Wort «Ich» bezeichnet: die leibliche Existenz oder mein Körper als vielleicht einmal völlig austauschbarer Set von körperlichen Systemteilen? Zur Organtransplantation gehört auch die Domestizierung, die Adaption der eingesetzten Teile, wie bei Prothesen. Das gilt nicht nur für den Körper, der ein zunächst fremdes Teil annehmen und integrieren muss, sondern mehr noch und erst recht auch für das Ich als das organisierende Zentrum des Leibes. Weil aber diese Adaption nur ein Teilaspekt des Verlustes der Leiblichkeit ist — jener natürlichen, ganzheitlichen Leiblichkeit, welche im Prozess der Isolierung und Objektivierung zum blossen Körper-Besitz umfunktioniert wird, gerät der Mensch zunehmend in Schwierigkeiten hinsichtlich seiner Identität: Wo kann er und wie lange soll er noch «Ich-selbst» sagen?

Zum schwierigen medizinischen Prozess der Objektivierung des Leibes zum Körper gehört — wenn nach Möglichkeiten einer Sanierung der Krise gefragt wird — darum umgekehrt ein nicht weniger schwieriger Prozess der Subjektivierung des Körpers zum Leib des Ich. Die Isolierung der Krankheit von kranken Menschen ist ihrerseits angewiesen auf die Integration von Krankheit und Gesundheit durch diesen Menschen. Medizinische Veränderungen am Körper und erst recht jede genetisch mögliche Veränderung der *conditio humana* leben von der Wahrheit, dass — wie der Tübinger Theologe *Jürgen Moltmann* erklärt — das Objekt ihres Verfügens ein Subjekt ist und bleibt, bleiben muss, oder wieder werden soll. *Das setzt allen medizinisch-biologischen Eingriffen, allen wissenschaftlichen Manipulationen ihre Grenzen.* Lassen sich die Eingriffe nicht mehr von der betroffenen Person menschlich verarbeiten und nicht mehr an ihre Persönlichkeit rückkoppeln, werden sie, menschlich gesehen, sinnlos. Wörtlich sagt Moltmann: «Die Interessen eines Kranken, die Interessen der allgemeinen Volksgesundheit und die Interessen des wissenschaftlichen Fortschritts müssen an einer Gesamtansicht der menschlichen Person in einer Personengesellschaft orientiert sein». Fortschritte in der Körpermedizin und in der Biologie müssen durch Entwicklung einer erweiterten Ich-Sensibilität ausgeglichen werden, wenn diese Fortschritte menschlich verarbeitet werden sollen. Die Identitätskrise zeigt sich für uns als *die* Schwierigkeit, den sinnvollen

Ausgleich zwischen Leib-sein und Körper-haben

zu finden. Wenn sich das Ich nicht mehr leiblich inkarnieren kann, sondern sich seinen Körper permanent in

der Distanz der Auswechselbarkeit und Manipulierbarkeit der Teile halten muss, entsteht eine Gleichgültigkeit gegenüber dem eigenen und dem fremden leiblichen Leben. Die Selbsterfahrung als eines Dinges macht zwar in gewisser Weise unverwundbar, macht aber auch liebesunfähig. Je mehr Unverwundbarkeit und Schmerzlosigkeit möglich werden, um so mehr sollte man sich auf die Sensibilisierung durch humane «Schmerzen» der Liebe, auf die Sensibilisierung des «Herzens» trainieren. Anwendung und Gebrauch von Medikamenten finden ihre Grenzen an der drohenden Gefühlskälte. Damit wird das bisher durch die natürliche Leiblichkeit gegebene Ich-Bewusstsein zu einer bewussten personalen Aufgabe. Man muss seine leiblichen Inkarnationen bewusst suchen und wissend das Risiko seiner Verwundbarkeit eingehen! Das Risiko der Verwundbarkeit eingehen heisst nicht anderes als seine Unvollkommenheit bejahen. Der Artefakt, zu welchem Joshua Lederberg und seine Schüler unterwegs sind, wird dagegen zwar schmerzunempfindlich, aber auch liebesunfähig sein.

Selbsterhaltung — Wille zur Macht

Seit dem Psychiater *Sigmund Freud* und seit dem Biologen *Julian Huxley* weiss man, dass die Wissenschaften ihren Ursprung im menschlichen Willen zur Macht und im Kampf ums Dasein, bzw. im Kampf ums Ueberleben haben. Der Kampf ums Dasein — der Begriff stammt von Darwin — war ein Kampf ums Ueberleben. In ihm waren die Menschen durch die sie bedrohende Naturabhängigkeiten bestimmt: Nahrungsmangel, Seuchen, feindliche Umwelt und konkurrierende Gruppen. Der Sinn des Lebens im Kampf ums Dasein war die *Selbsterhaltung*. Antrieb aller Wissenschaften ist der *Wille zur Macht* als die von Nietzsche erkannte «abstrakte» Form des Selbsterhaltungstriebes. Der Selbsterhaltungstrieb, der Wille zur Macht, empfindet alles, was den Menschen in seinem Ueberleben behindert und gefährdet, schlechthin als das Negative. Je mehr aber die Menschen gelernt haben, die natürlichen Mängel zu überwinden und technisch-industriell eine künstliche Fülle von Möglichkeiten zu produzieren, um so mehr wird das Leben in dieser Fülle von Möglichkeiten zum Problem. Was früher als Lebensnotwendigkeit selbstverständlich war und daher jedermann darin übereinstimmen konnte, verliert seine Antriebskraft, wenn die Not des Daseins überwunden ist oder doch nicht mehr im Vordergrund steht. Huxley hat gezeigt, dass die psychosoziale Evolution über die Negation des Negativen im Kampf ums Dasein hinaus weitergeht in einen Entwurf des Positiven, das aus dem Ueberfluss der Möglichkeiten gewonnen werden soll.

Führt der Wille zur Macht nicht zum Entwurf des Positiven, sondern bleibt er auf dem alten Geleise, dann richtet sich der Selbsterhaltungstrieb gegen den Menschen selbst und visiert das Ziel Lederbergs an: Die vollkommene genetische Manipulierbarkeit des Menschen, die sich an keine Personalität mehr rückkoppeln lässt. Damit wird das menschliche Leben erstmals de facto zur moralischen Aufgabe! Ist das Leben selbst gesichert, geht es erstmals um das gute und glückliche Leben im Frieden des Daseins. Freilich, damit wird das Leben keineswegs leichter, denn ihm fehlen nun die klaren Frontstellungen aus dem Kampf ums Dasein. Die

friedliche Umwelt und die feindlichen Konkurrenten geben nicht mehr die negativen Maßstäbe her für die Existenzentscheidungen. Das früher als negativ Empfundene verblasst als richtungsweisende Kraft wie die Erinnerungen der älteren Generation an die Weltwirtschaftskrise; auch die von früher her überlieferten Hoffnungen verblassen und machen die junge Generation, die sich von einer Fülle neuer Möglichkeiten umstellt sieht, hilflos und ratlos. Der junge Mensch voller Möglichkeiten, der reine Möglichkeitsmensch, der nicht weiss, wie er wählen, wie er entscheiden soll, wird zum «Mann ohne Eigenschaften», wie er vom Schriftsteller *Robert Musil* beschrieben worden ist.

Von der Selbsterhaltung zur Selbsterfüllung

Wenn der Kampf ums Dasein durch neue Bestimmungen des menschlichen Lebens ersetzt wird, müssen auch jene Moralsysteme überwunden werden, die den Kampf ums Dasein stilisiert haben. Das Ethos des Kampfes ums Dasein muss zum Ethos des *Friedens im Dasein* verändert werden. Das Prinzip der Selbsterhaltung gegen andere muss zum Prinzip der Selbsterfüllung im anderen und mit anderen, das heisst zum Prinzip der Solidarität verwandelt werden. Die Angst- und Aggressionssysteme, die zur Selbsterhaltung nötig gewesen sind, sollten und müssen zu neuen Hoffnungs- und Kooperationssystemen abgebaut werden. Der Gruppenegoismus, der aus der Selbsterhaltung entspringt und zu Konkurrenz und Machtkämpfen führt, bedroht heute die Menschheit mit kollektivem Selbstmord. Selbst wenn dieser verhindert werden kann, führt der Egoismus doch schon zu Segregationsgesellschaften. Wo immer heute Spannungen und Konflikte auftauchen, wird der Friede nicht durch Versöhnung, sondern durch Trennung, Vertreibung, Spaltung, Apartheid und Ghettos herbeigeführt. Auch ohne eigentliche Rassen- und Klassenkämpfe produzieren wir soziale Trennungen: die Alten in die Altersheime, die Kranken in die Spitäler, die Geisteskranken in die Psychiatrischen Kliniken. Dann sind die Tüchtigen und Arrivierten unter sich und können sich in die Beute des Bruttosozialprodukts teilen. Nach ärztlichen Schätzungen brauchten etwa 50 Prozent der Geisteskranken nicht in den Kliniken zu sein, wenn ihre Familien sie aufnehmen könnten und wollten. Dasselbe gilt für die Alten in den Altersheimen. Wird in unserer Leistungsgesellschaft der Kampf ums Dasein auf diese Weise fortgesetzt, werden auch die Tüchtigen nur für begrenzte Zeit überleben — so lange sie nämlich nicht krank oder alt werden.

Unterwegs zu einer neuen Ethik des Friedens

«Gleich und gleich gesellt sich gern!» Dieses von Aristoteles so formulierte natürliche Geselligkeitsprinzip wirkt in unserer Gesellschaft heute lebensfeindlich, weil es spaltend wirkt. Zur neuen Selbsterfahrung und Selbsterfüllung gehört jetzt das Prinzip der Anerkennung des anderen, so dass Ungleichartige zusammenleben und ihre Differenzen und Spannungen für fruchtbar halten. Anders kann der Friede im Dasein nicht gewonnen werden. Zur Ethik des Kampfes ums Dasein

gehörte früher schliesslich auch jenes Gesundheitsideal, welches Gesundheit mit Leistungs- und Genussfähigkeit identifiziert. Gesundheit und das Recht auf Gesundheit in diesem Sinn laufen damit immer auf die ungehinderte Teilnahme an der Produktion und auf die unverminderte Teilhabe am Bruttosozialprodukt hinaus. Krankheit, Gebrechlichkeit und Alter erscheinen dann lediglich als Uebel, als Zeichen der Unvollkommenheit, die verdrängt im Sinne Lederbergs überwunden werden müssen. Entsprechend werden unheilbar Kranke und Alte oder disoziale Jugendliche behandelt, ganz zu schweigen davon, wo und wie in unseren Spitälern meistens gestorben werden muss. Zu einer neuen Ethik des Friedens im Dasein gehört heute eine neue Einschätzung von Krankheit, Altern und Sterben. Krankheit kann ein ebenso wichtiger Lern- und Gestaltungsprozess der Person sein wie das gesunde, aktive Leben. Nachdem unsere aktivistische Leistungsgesellschaft «Jugendlichkeit» bis zum Komischen hin als Ideal erklärt hat, ist es jetzt an der Zeit, die Würde des Alters wieder zu entdecken. Nachdem der Tod in unserer Gesellschaft zum leiden Störefried «verharmlost» worden ist, den man am besten verdrängt, gibt es Gründe dafür, die «Kunst des Sterbens» wieder zu lernen. Der Kampf gegen die Krankheit und für die Gesundheit ist gut, wenn er die Menschen bereit macht, sich für die menschlichen Schmerzen der Liebe zu sensibilisieren und sich für die produktiven Konflikte des Lebens und des Sterbens zu öffnen, um sie menschlich, um sie human zu verarbeiten. Sonst führt die Ethik des Kampfes ums Dasein die Medizin zu einer kranken Gesellschaft. Wo dieser Sozialdarwinismus heute besonders erfolgreich zu sein scheint, ist seine Kehrseite die Verödung des Lebens und die Passivität der Konsumgesellschaft. Wenn und wo er fortgesetzt wird, führt er zu Ueberflussgesellschaften in einem Meer von Elendsgesellschaften auf der Erde. Erst wenn eine Ethik des Friedens im Dasein jene alte, überlieferte, noch bei Lederberg wirksame Kampfbethik überwindet, kommt es dazu, dass die Gesunden von den Kranken, die Jungen von den Alten, die Lebendigen von den Sterbenden und die Reichen von den Armen lernen, an ihnen Interesse zeigen und Solidarität aus Interesse an ihnen üben.

Vom Gruppenegoismus zum echten Miteinander

In der alten Ethik des Kampfes ums Dasein heisst Leben stets Ueberleben — bis hin zu jenen Fehlleistungen der Biologie, da das Ueberleben zum endlosen, manipulierbaren Leben ohne Tod wird. In der neuen Ethik des Friedens im Dasein erscheint das Leben als geschenktes, angenommenes Leben, das geliebt und erlebt wird. Vorhin ist ein wichtiges Stichwort gefallen: das Wort «Interesse». Interesse kommt aus dem Lateinischen und hat als Grundwort «esse», was «sein» und «leben» heisst. In der darwinistischen Ethik erscheint das Interesse als Einzel- oder Gruppenegoismus, in der Ethik des Friedens im Dasein wird das Interesse zum gelebten, für Leid und Liebe offenen Miteinandersein. Wo das Leben nicht geliebt, angenommen und erlebt werden kann, haben wir es nicht mehr mit humanem Leben zu tun. Erfährt ein Kind nicht, dass es angenommen wird, wird es krank. Nimmt ein Mensch sich selbst nicht an, verliert er seine Lebendigkeit. Kann

ein Leben nicht mehr erlebt werden, wird es «tot». Es ist lebendig, solange es am anderem Leben teilnehmen kann und umgekehrt Teilnahme erfährt. Teilnahmslosigkeit und Apathie nennt man daher im Volksmund «totes Leben». Es ist lebendig, solange es in Verhältnissen und Beziehungen sich abspielt. Verhältnislosigkeit nennen wir daher gern «Tod». In den Industriegesellschaften und in den medizinisch besonders gut versorgten Gesellschaften breiten sich heute schon in erschreckendem Mass Erlebnisarmut, Apathie, Desinteresse am Leben aus. Die Monotonie des apathischen Lebens ist eine Krankheit, die sich technisch-wissenschaftlich nicht mehr heilen lässt, sondern nur durch die Ueberwindung der Einheitskulturen, die wir produziert haben, durch das Zusammenleben mit Andersartigen und durch bewusste Annahme des Leids und jener Schmerzen, welche Konflikte und Differenzen mit sich bringen.

Liebe macht verwundbar, Gleichgültigkeit «tot»

Im Lichte solcher Betrachtungen kehrt sich die anfänglich sonderbar scheinende Formulierung «Vom Recht des Menschen auf Unvollkommenheit» auf einmal um und wird zu einem *Recht des Menschen auf erlebbare Liebe und geliebtes, angenommenes Leben*. Je mehr wir uns in der Liebe inkarnieren, um so verwundbarer werden wir allerdings dann durch den Tod: durch den Tod derer, die wir lieben, und durch das eigene Sterben. Je mehr umgekehrt das Interesse am Leben erlischt, um so weniger spüren wir Trauer und Schmerz, weil wir den Tod seelisch schon vorweggenommen haben. Viele Menschen haben heute mit Hilfe von Drogen gewisse Techniken entwickelt, um im Ernstfall des Todes das Leben nicht mehr erleben zu müssen, Techniken der Gleichgültigkeit und der Apathie. Eine Ethik des angenommenen, geschenkten, geliebten und erlebten Lebens muss daher uns eine neue Einstellung zum Tod lehren und das Sterben aus der Verdrängung oder aus der Beschönigung und Verharmlosung befreien. Wie das Leben und die Liebe eine Kunst sein sollen, ist auch das Sterbenkönnen eine Kunst, die gelernt sein will. Wir wissen zwar im doppelten Sinne, wie man sich das Leben nimmt, aber wir wissen viel zu wenig davon, wie man es menschlich und in Würde lassen kann. Der Mensch hat ein Recht auf seinen eigenen Tod, wie er ein Anrecht auf eigenes Leben hat. Die medizinisch-wissenschaftlichen Möglichkeiten, die Grenzen von Leben und Tod zu verschieben und unbewusst zu machen, werden dann human benutzt, wenn der Mensch sich auf seinen Tod vorbereitet und sein Leben, wenn es so weit ist, bewusster als früher aus der Hand gibt. Diese andere Einstellung zum Tod fordert einen Erziehungsprozess, der die Riegel und Sperren der Verdrängung gegen Tod und Trauer aufhebt, damit das Leben wieder liebenswert wird. Nur in der Liebe sind wir Gott ebenbüdlich. «Eritis sicut deus»: Ihr werdet sein wie Gott. In dieser Verheissung der Bibel ist keine Spur von Blasphemie, sondern nur ein ganz grosser Anspruch und die Aufforderung an uns alle, die Ebenbüdlichkeit zu Gott in der Liebe auch im Hinblick auf die Gefährdung der Menschlichkeit des Menschen durch Wissenschaft und Technik neu zu überdenken. Fangen wir also im neuen Jahr alle mit diesem Ueberdenken an!

H. B.